



dot:  
books

Tanja Kinkel

# Ein freier Mann

Novelle

Zukunft ihrer Kinder riskierte: Er log nicht, als er sagte, dass er uns liebte. Er glaubte wirklich, dass dem so war. Und er brachte uns ebenfalls dazu, an seine Liebe zu glauben.

Also versprach er Sally, dass er ihre Kinder freilassen würde, wenn sie erwachsen wurden; was er später auch tat, obwohl ich nicht lange genug lebte, um dabei zu sein. Auch mir gegenüber hielt er sein Versprechen. Aber wenn er nicht immer ein Mann gewesen wäre, der seine Versprechen hielt, wenn er für uns nur ein grausamer und ferner Tyrann gewesen wäre, dem wir nie hätten vertrauen können, dann hätten wir uns unsere Rechte sofort und selbst genommen, genau wie er und die anderen Männer in Philadelphia das getan hatten. Wir wären frei gewesen, nicht nur dem Namen nach, sondern auch im Geiste.

Vielleicht wären wir in der Französischen Revolution umgekommen; das kann ich nicht wissen. Aber ich weiß, dass die weißen Damen *Freiheit oder Tod* auf die Banner stickten, die gefertigt wurden, als ich heranwuchs und unsere Besitzer ihre eigene Revolution begannen.

Es war, wie TJ es gesagt hatte: Der König der Engländer hatte nie die fesselndste und schrecklichste aller Künste beherrscht, die Kunst, Liebe zu erwecken.

## Kapitel 8

Ich habe Monticello nie als vollendetes Haus erlebt, so, wie es jetzt aussieht. Er war zeit seines Lebens damit beschäftigt, daran herumzubauen, Teile einzureißen und neue zu errichten, Veränderung nach Veränderung durchzuführen. Monticello war ein weiterer seiner Träume, der Wirklichkeit wurde, nur war er nie ganz damit zufrieden. Vielleicht, weil der Traum so mächtig war. Jedes Mal, wenn ich nach Monticello zurückkehrte, sah es anders aus. Und ich kehrte zurück.

»Monticello wird immer dein Zuhause sein«, sagte er zu mir, als mein Bruder Peter seine Ausbildung unter meinen strengen Augen beendet hatte und er mich endlich freiließ. »Ich möchte, dass du das weißt. Es mag sein, dass dein Lebensweg dich an manchen dunklen und einsamen Ort führt, James, und dann denk an Monticello als an eine Laterne, die dir Wärme und Licht schenkt und dich zurückleiten kann, wenn es nötig ist.«

Auch das glaubte er wirklich.

\*\*\*

In den ersten Jahren meiner Freiheit reiste ich sehr viel. In der Lage zu sein, jeden beliebigen Ort zu besuchen, ohne dieses Recht jemandem zu schulden, war berauschend wie Wein. In vielen dieser Städte war ich glücklich, eine Zeitlang jedenfalls. Aber früher oder später holte mich die Wirklichkeit wieder ein.

Die Art und Weise, wie selbst die Menschen in den Nordstaaten, die wie Mrs. Adams zum größten Teil gegen die Sklaverei waren, ihr auch in der Beziehung glichen, dass es sie vor einer Berührung mit meinesgleichen ekelte.

Die Art, wie die Menschen meinten, sie müssten langsamer und mit vereinfachten Worten zu mir sprechen, obwohl ich weiter gereist war als die meisten von ihnen und zwei Sprachen beherrschte.

Die Art, wie umgekehrt ihre schwarzen Diener oft nicht mit mir sprechen wollten, weil sie mir vorwarfen, mich als weißer Herr zu geben: »Du hältst dich wohl für etwas Besseres, mit deiner gelben Haut«, war ein Vorwurf, den ich oft hörte. Oder, noch schlimmer und nie ausgesprochen, was ich in so vielen schwarzen Augen las: *Warum bist du frei, und wir sind es nicht?*

Und schließlich: Die verwünschte Art und Weise, in der ich nicht nur meine Mutter vermisste, meine Schwestern und Brüder, meine kleinen Nichten und Neffen, sondern auch ihn.

Deswegen besuchte ich nicht nur Monticello, sondern auch Philadelphia, wo er lebte, wenn er nicht in seiner Heimat sein konnte. Er war inzwischen Außenminister für unseren ersten

Präsidenten, General Washington. Sehr glücklich war er nicht in Philadelphia und deswegen immer erfreut, mich wiederzusehen. Er bat mich eifrig um Beschreibungen der Orte, die ich besucht hatte, denn einen Teil von ihnen kannte er selbst nicht, wie Kanada oder den tiefen Süden, die Stadt New Orleans, in die es mich gezogen hatte, weil sie französisch war und ich Frankreich vermisste. Er wollte wissen, wie weit sich die französische Kolonie Louisiana eigentlich gegen Westen erstreckte, und ich musste zugeben, dass ich es nicht wusste.

»Grenzen zu erkennen, war nie deine Stärke«, sagte er, nicht in einem tadelnden, sondern in einem belustigten Tonfall. Wahrscheinlich meinte er es sogar als Kompliment, aber plötzlich konnte ich nicht widerstehen und nahm es als Stichelei, die ich erwiderte.

»Das haben wir gemeinsam, Sir.«

Er hob eine Augenbraue.

»Touché«, sagte er langsam und blieb bei unserem weiteren Gespräch im Französischen. Zum hundertsten Mal dachte ich, dass es mir das Leben so sehr erleichtert hätte, wenn er ein kaltherziger Tyrann gewesen wäre. Oder er zu seiner Fähigkeit, die Welt ändern zu wollen, noch das eine entscheidende Stück Mut gehabt hätte, auch gegen den Teil des Gesetzes zu kämpfen, der ihm und seinesgleichen unumschränkte Macht über jeden gab, der auch nur einen Tropfen afrikanischen Blutes in sich trug. Es war noch nicht einmal so, dass er die Sklaverei prinzipiell für rechtens hielt, wie so viele andere weiße Herren in Virginia. In Paris hatte ihn Mr. Adams daran erinnert, dass die ursprüngliche Fassung der Unabhängigkeitserklärung eine heftige Passage gegen den Sklavenhandel enthalten hatte, jedes Wort von Mr. Jefferson geschrieben, ehe es nach dem Protest des Kongresses wieder gestrichen worden war. Aber obwohl er also wusste, dass es unrecht war, Sklaven zu halten, war er unfähig, uns gehen zu lassen, wenn man ihn nicht dazu drängte, wie ich es getan hatte. Es war, als glaube er zwar nicht an das Recht aller weißen Männer, schwarze Menschen als Sklaven zu halten, aber doch an sein persönliches Recht, mich und meine Schwester zu besitzen, und als verwundere es ihn immer noch, dass ich anders dachte.

»In New Orleans«, sagte ich, »gab es viele Leute, die aus Frankreich geflohen sind. Es heißt, die Revolution dort wird immer blutiger.«

»Das wundert mich nicht«, entgegnete er. »Ein unterdrücktes Volk kann seine Fesseln nur gewaltsam abwerfen, und je enger Unterdrücker und Unterdrückte miteinander leben, desto heftiger wird der Krieg zwischen beiden werden, wenn der Kampf um die Freiheit erst einmal begonnen hat.«

»Gilt das nur für die Franzosen?«, fragte ich, denn der Teufel ritt mich, und ich wollte wissen, wie weit er dieses Spiel führen würde. Er musste doch wissen, was er mir da sagte.

Ohne den Blick von mir abzuwenden, erwiderte er: »Es gilt für jedes Volk.«

*Vielleicht, dachte ich, will er auf Wortklaubereien hinaus, Wortschmied, der er ist.* Menschen von afrikanischem Blut wie ich waren kein eigenes »Volk«. Meine Großmutter, die Sklavin aus Afrika, hatte zu einem gehört, doch welches unter den vielen afrikanischen Ländern auch immer das ihre gewesen war, wusste ich nicht und konnte es nicht beanspruchen. Der Mann, der mich gezeugt hatte, John Wayles, war als Junge aus England nach Virginia gekommen; machte mich dies zu einem halben Briten? In Paris hatten sie mich als Amerikaner bezeichnet, genau wie die weißen Menschen aus den ehemaligen

Kolonien, aber es war nicht so, dass ich in den neuen Vereinigten Staaten, denen Mr. Jefferson gerade als erster Außenminister diente, irgendwelche Rechte besaß, selbst als freier Mann nicht. Ja, so musste es sein: Ich war nicht Teil eines Volkes, und damit nahm er mich aus von dem, was er gerade behauptet hatte. Doch diesen Ausweg wollte ich ihm nicht ermöglichen.

»Mag sein, dass die Franzosen Jahrhunderte der Unterdrückung hinter sich haben«, sagte ich. »Aber es gibt niemanden auf dieser Welt, der enger miteinander lebt als Herr und Sklave in Virginia.«

Das Schweigen zwischen uns erinnerte mich daran, wie er einmal eines von Dr. Franklins Experimenten mit Elektrizität nachgestellt und mir und meinem Bruder Robert gezeigt hatte, was es mit Polen und Reibungsflächen auf sich hatte. Das Gefühl von Funken, die fast, aber eben nur *fast* sichtbar waren und einem jederzeit einen heftigen Schlag versetzen konnten, war dasselbe.

Er lehnte sich ein wenig vorwärts, als er antwortete.

»Wenn du älter gewesen wärest, James, als der letzte britische Gouverneur von Virginia allen Sklaven die Freiheit anbot, wenn sie ihre Herren für ihn umbrächten, während unseres Unabhängigkeitskrieges, hättest du es getan?«

Damals war ich ein Junge gewesen, der für den neuen jungen Ehemann meiner weißen Halbschwester Spottdrosseln fing, weil er mir ein kleines Taschengeld dafür gab. Was er inmitten seiner revolutionären Umtriebe mit Spottdrosseln wollte, wusste ich nicht, aber das Kind, das ich gewesen war, freute sich natürlich über die Gelegenheit und über die Aufmerksamkeit und hatte den neuen Herrn gerne, statt ihn als den Feind zu fürchten, der er als Dieb meiner Freiheit nun einmal war. Dass TJ mich jetzt daran erinnerte, war einer jener Fallstricke, in denen er ein Meister war. Ich wusste genau, was er hören wollte.

»Nein«, gab ich zurück und konnte in seinem Gesicht die Annahme lesen, dies sei das Eingeständnis meiner Zuneigung und damit auch des Umstands, dass er kein Unterdrücker war, denn Unterdrücker verdienen nur den Tod von den Händen ihrer Opfer. »Aber ich hätte das getan, was ich auch jetzt getan habe, als ich ein Mann wurde«, fuhr ich fort. »Ich hätte mir meine Freiheit genommen und wäre so weit fortgegangen wie möglich.«

Über seine Züge huschte eine eigenartige Mischung aus Verärgerung, Anerkennung und Zuneigung. »Touché«, sagte er zum zweiten Mal. »Es wäre dann allerdings nicht möglich für dich gewesen, zurückzukehren. Anders als heute.« Er schenkte mir ein Lächeln und fügte hinzu: »Als Nächstes wirst du noch zum Mond reisen. Du musst mir versprechen, dass du ihn mir in allen Einzelheiten beschreibst, wenn du mich das nächste Mal besuchst.«  
*Wenn, nicht falls.*

Er hatte mir verziehen, dass ich ihn verlassen hatte. Ich hatte ihm nicht verziehen, dass ich sein Sklave gewesen war, noch, dass meine Familie immer noch zu seinem Eigentum gehörte. Und ich konnte mich nie entscheiden, was schlimmer für mich war: dass er mich überhaupt liebte, denn das war der Grund, warum ich nie wirklich frei von ihm sein konnte, oder dass er mich nicht auf die Art liebte, die ich mir von ihm wünschte.

»Es heißt, dass Sie der nächste Präsident sein werden, Sir«, sagte ich.

Er zog eine Grimasse und schüttelte den Kopf. Wie sich herausstellte, hatte er recht damit: Der nächste Präsident wurde John Adams. Zu diesem Zeitpunkt waren er und Mr. Adams

keine Freunde mehr. Ich dachte daran, wie nahe sie sich in Paris gestanden hatten, und das brachte mich zum Grübeln. Zum Grübeln darüber, was wohl besser war: ein offener Streit mit ihm und ein endgültiger Bruch – oder mein stetig unter der Oberfläche schwelender Groll, mit dem ich jedoch immer wieder zu ihm zurückkehren konnte.

Manchmal wünschte ich, ich könnte mit Mr. Adams sprechen und ihn fragen, ob er wohl mit mir tauschen würde, wenn das möglich wäre. Aber das war eine törichte Frage, und außerdem eine, die ein schwarzer Mann einem weißen nie stellen konnte, selbst dann nicht, wenn sie beide freie Männer waren. Denn vielleicht waren alle Menschen gleich geboren, aber das blieben sie nicht.